



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Julius, G.: Arm und Reich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Arm und Reich.

Vieder vom armen Mann. Mit einem Vorwort an das Haus Rothschild.
Von Karl Beck. Leipzig 1846.

Die Lebensfarbe aller der Fragen welche uns noch vor gar nicht langer Zeit die wichtigsten und höchsten dächten, die Geister beschäftigten, die Presse in Bewegung setzten, die heißesten Kämpfe entzündeten, verbleicht sichtlich immer mehr und mehr vor dem unheimlichen, fieberischen Noth der einen riesengroßen Frage, welche die Schriftsteller seit Kurzem, weil sie sich gewissermaßen beruhigt finden, wenn nur das Kind einen Namen hat, die sociale zu nennen pflegen.

Es wäre gewiß eine große Selbsttäuschung, wenn man sich einreden wollte, das sei nun wieder nur so ein Tief der Presse, welche Mode mit Mode wechselt; auch die „social“ Mode werde nach kurzer Zeit abgenutzt sein, langweilig gefunden und mit abermals einer andern vertauscht werden.

Das sogenannte „öffentliche“ Leben in Deutschland könnte zwar diese Meinung zu unterstützen scheinen; in der That sehen wir da in unseren Ständerversammlungen und Seitens der liberalen Presse den Kampf um politische Rechte seinen Gang gehen; den er gehen muß, weil dieser Kampf bei uns noch lange nicht zu Ende gekämpft, und für jenen anderen, dessen fernes leises Grollen sich übrigens auch bei uns schon hin und wieder vernehmbar macht, noch kein eigentlicher Boden geschaffen ist.

Aber werfen wir einen Blick auf diejenigen Staaten, welche den politischen Kampf bei sich durchgeführt und uns in der Poli-

tik bisher den Ton angegeben haben, so finden wir, daß den politischen Parteien ihr Stündlein geschlagen hat; das Lämpchen flackert in letzten Zügen nur matt noch einige Male auf, und Niemand weiß, was werden soll und werden wird. England vor allen. England arbeitet sich in diesem Augenblick an der ungeheuern Exposition einer neuen „göttlichen Komödie“ ab, deren handelnde Personen nicht mehr die Conservativen und die Liberalen sind, sondern — die Reichen und die Armen. Was sind jetzt die Whigs und die Tories? Alle Welt fragt: Was thut die Partei der Reichen, die im Regiment des Staates noch nicht wirksam gewordene Anticornlaw-league? was thut die Partei der Armen, die politisch nicht berechnete und in den Organen der Staatsordnung nirgend vertretene Masse der Chartisten? Man fragt nicht mehr: wer wird siegen, der Wollfack oder die Spindel? es wird schon ganz offen gefragt: wer wird siegen, der Geldfack oder die Faust des Arbeiters? Wir sahen die beiden Parteien der letzteren Frage, die einander innerlich und mit Bewußtsein feindlich gegenüberstehen, für einen Augenblick sich die Hände reichen, D'Connor und Cobden, um, des lieben Brotes wegen, gemeinsam Front gegen die politischen Parteien, gegen Peel und Palmerston zu machen; und die Angelegenheit, über welche sich jene, doch mit dem ausdrücklich ausgesprochenen Vorbehalt ihrer Verschiedenheit und Entgegensetzung, vereinigten, sahen wir in Bezug auf die politische Existenz der Landesregierung entscheidend werden. Hier sprechen nicht Abstractionen, sondern es spricht die Geschichte; nicht die Denker, sondern die Lenker der Landesgeschichte treten hier in Handlung.

Vorhanden ist das was sich in England auf diese Weise im praktischen Staatsleben kund giebt, überall; nur daß es sich, je nach dem Charakter der verschiedenen Völker verschieden offenbart. Die Engländer sind ein durch und durch theoretisches Volk; womit ich natürlich nicht sagen will: ein unpraktisches. Im Gegentheil: Theorie und Praxis gehören aufs engste zu einander; je praktischer der Mensch ist, desto mehr ist er für Theorie eingenommen, desto strenger bindet er sich an das was er für theoretisch richtig hält. Die englischen Publicisten sind daher in dem Augenblicke in welchem sich der Uebergang in einen veränderten Zustand

so fühlbar wie bei der jetzt eben vorübergegangenen Ministerkrise herausstellt, sogleich aufs angelegentlichste beschäftigt, Theorien der neuen Verhältnisse auszubilden; die Theorien, für welche sich die verschiedenen Parteien entscheiden, werden sie dann mit aller Anstrengung, mit der größten Beharrlichkeit und mit allen erdenklichen Mitteln durchzusetzen, ins Leben einzuführen suchen. Die Franzosen sind dagegen ein idealistisches Volk; nicht Theorien bilden sie aus, sondern Ideale, die sie, sobald sie sich mit denselben erfüllt haben, mit Begeisterung, mit Gewalt, mit Ungestüm verwirklichen. Frankreich ist daher das Land der Vaurisse für eine neue Gesellschaftsordnung, jener Menge von platonischen Republikanern des Socialismus, die wir nach einander entstehen sahen. Wie die Ideen des Rousseauschen Contrat social in Saft und Blut des Volkes übergingen und eine Revolution im Staatskörper erzeugten, welche die mörderische Bürgertugend auf den Thron hob, um nach langen und furchtbaren Krämpfen zuletzt, nachdem alle Schranken der alten Zeit niedergestürzt, freies Feld für den Triumphzug des Geldsacks zu machen, so werden nun vielleicht die Fourierschen Ideen in Blut und Saft des Volkes übergehen, und was dann geschehen wird — wer weiß es?

Und in Deutschland? — Nun in Deutschland haben wir von dem Allen die Religion, — heiße sie nun Religion im engeren Sinne, oder heiße sie Philosophie, oder Poesie. Als die Religion im eigentlichen Sinne an der Zeit war, als das Christenthum wirklich die Welt beherrschte, als die Menschen insgemein danach rangen, Geist zu sein, und Fleisch und Blut zu tödten — da war Deutschland oben an, da war Deutschland das Land der That, da war Deutschland „die Welt“, das sichtbare Gottesreich, das Land, dem die Macht des weltlichen Schwerts gegeben war, da brachte Deutschland endlich aus seinem Schooße seine Reformation hervor, und richtete die Weltanschauung und den Weltzustand, dessen vornehmster Träger es gewesen war, zu Grunde. Deutschland gebar das Kind der neuen Zeit, und säugte es mit seiner Milch; aber die andern Völker rissen es bald vom Mutterbusen, und in ihren Händen wuchs es zum wilden Jungen auf, und durchtobte seine Pflanzjahre. Erst als es in das tiefstimmige Jünglingsalter trat, besann sich Deutschland wieder auf sein Kind

holte es sich zurück aus der Fremde, um mit ihm zu schwärmen, zu dichten und zu philosophiren. Die Franzosen hatten ihren Marat und Robespierre, ihren Napoleon und ihren Triumph der bourgeoisie, wir hatten unseren Schiller und Göthe, unseren Schelling und Hegel, unsere Religion der Poesie und unsere Religion der Philosophie, und unseren, zwar blutigen, aber nur desto romantischern Befreiungskrieg. Und so sind wir denn nun, immer philosophirend und dichtend, und dichtend und philosophirend, selbst unter dem „Donner der Geschütze“, in die allerneueste Bahn der Lebensentwicklung hineingerathen, wir wissen selbst nicht wie, und unsere neuesten Philosophen geben sich viel Mühe, sich und uns darüber aufzuklären.

Lassen wir die Philosophen machen: sie werden schon mit der Sache, wenn sie nur erst ganz aus und vorbei ist, und kein Fünkchen Leben mehr in sich hat, hinterher ins Reine kommen. Inzwischen fühlt der Dichter den Pulsschlag der Zeit an seinem eigenen klopfenden Herzen; sein schweifendes Auge bleibt an denjenigen Gestalten und Erscheinungen hängen, in denen sich das am schärfsten ausdrückt was gegenwärtig, bewußt oder unbewußt, die Seelen bewegt, was sie mit Furcht, mit Grauen, mit Abscheu, mit Scham, mit Gram, mit Rührung, mit Sehnsucht und mit Hoffnung erfüllt. Alle diese Gefühle durchzucken, durchwühlen die Brust des Dichters. Weh mir — ruft Beck,

Weh mir! wenn ich in langer Nacht
Mit heißem Hirn es durchgedacht:
Dann starb die Jugend in meinem Busen,
Die Musen flohen — ich sah Medusen.
Dann hob sich bäumend meine Locke,
Mir wars, als riß ich an Gottes Herzen,
Ein Glöckner an der Feuerglocke.

Und indem er singt, singt er sich die Last vom Herzen:
Mir war's als hätte ich die giftige Hyder,
Indem ich sang mit Milch gezähmt;
und er hofft mit Recht, daß jeder Klang seines Liebes Wiederhall
finden werde in unsern Herzen;

Mag's wie Lawinen und Wasserfälle
Allmächtig durch die Stille toben,
Wie Nar und Gemse die Freiheit loben,
Und starren wie des Gletschers Wälle,

Wie Alpenglühen zum Himmel brennen,
 Verbürgend ein herrlich Morgenroth,
 Und gastlich gleich der Hütte des Sennen,
 Sich öffnen dem müden Kind der Noth;
 Gleich üppigen Matten und kühlendem Vorn
 Die Seelen erquickten im schwülen Brande,
 Wie Herdenglocken und Alpenhorn
 Das Herz vermählen dem Vaterlande.
 Denn auf den Alpen empfand ich die Wehen
 Des Liebes das mir im Geist erwachte,
 Als ich die Gesundheit der Erde gesehen
 Und ihrer hinsiechenden Menschen gedachte.

Da wäre ich denn in Beck's „Lieder vom armen Mann“ un-
 versehens schon mitten hineingerathen. Lächle nur lieber Leser!
 Sprich: das war ein gewaltiger Anlauf, um mit einem kleinen
 Sprunge über die Barriere eines geschickten Anfangs zu hüpfen!
 Du hast Unrecht. Man kann Beck's Liedern nicht anders beikom-
 men, als indem man vor allen Dingen mit ihm auf den hohen
 Berg klettert, von wo man den Ausblick nach allen Seiten, auf
 alle Völker hin, auf die ganze Welt hat, und dann wieder mit
 ihm herniedersteigt und den Schmutz und Qualm, das Elend und
 den Jammer des menschlichen Lebens betrachtet.

Anders wäre es, wenn uns der Dichter nur Bilder vorführte,
 wie er sie aus dem vollen uns umringenden Leben hier und da
 aufgegriffen hätte, um uns zu erschüttern, zu quälen, und dann
 wieder durch irgend einen schönen, aus dem Schlamme der Misere,
 gleich einer reizenden Leichrose, hervorblühenden, lieblichen Zug
 von Menschlichkeit und Natürlichkeit zu besänftigen, zu versöhnen.
 Aber damit begnügt er sich nicht. In jedem Tropfen Elend wel-
 chen er uns zeigt, spiegelt er uns den ganzen großen wilden
 Ocean alles Elends unserer Zeit ab. Er läßt uns auch darüber
 nicht in Zweifel, daß dies seine Absicht ist; er malt nicht bloß mit
 leichten, sichern, einfachen, meisterhaften Strichen jene mannicht-
 ligen Bilder, er verwebt sie vielmehr mit Reflectionen und mit Win-
 ken über ihre tiefere Bedeutung: so gaben alte Maler den Figuren
 ihrer Bilder Zettel in die Hand oder in den Mund, damit jeder
 Betrachter gleich wüßte, was er bei diesen Gestalten und Gruppen
 zu denken habe.

Beck gesteht uns sogar am Schluß der Sammlung, daß er nicht bloß, was besonders die Eingangsepistel anzeigt, über Ursach und Zusammenhang der Erscheinungen, die er uns schildert, nachgedacht, sondern daß er bei der Schilderung derselben auch noch einen besonderen wohlthätigen Zweck vor Augen gehabt, oder wenigstens hinterher sich mit dem Gedanken eines vollbrachten, guten Werks geschmeichelt habe.

Ihr wißt es, schlummerlose Nächte,
 Wie meine beste Thräne rann
 Den athemlosen Knechten,
 Die mit dem Hunger fechten:
 Ich sang das Lied vom armen Mann, —
 O, daß es Trost und Hülfe brächte!

Wie bezeichnend ist ein Zug wie dieser für die jetzige lyrische Dichtung! — Göthe, der fast nach allen Seiten hin Bahn gebrochen, hat auch die Möglichkeit Gestalten, Handlungen und Vorgänge des ganz gemeinen alltäglichen Lebens in poetische Stoffe umzuwandeln, und zwar ohne daß man sie mit falschen Glittern zu behängen braucht, gezeigt. Aber Göthe hat noch nicht umhin können, uns diese gemeine Wirklichkeit, damit wir nicht von ihr abgestoßen würden, stets unter einer gewissen romantischen Lampenbeleuchtung vorzuführen. Man denke z. B. an Gretchen, wie sie die „kleine Wirthschaft, die doch versehen sein will“ und „ihre liebe Noth mit dem Kind“ beschreibt, oder an so vieles in „Herrmann und Dorothea,“ oder an „die Fischerin“ u. dgl. m. Da ist nun freilich alles so natürlich, alles so aus dem plackseligen, erbärmlichen Leben heraus, wie auf einem niederländischen Gemälde; und doch zeigt es sich alles, vermöge der Magie, welche diese Dichtungen in ihrem Ganzen und Vollen auf uns üben, wie unter einem zarten Schleier von fernendem Duft; wir fühlen uns trotz aller Gewöhnlichkeit der Thatfachen, Lagen und Verhältnisse doch aus unserer bekannten Welt hinaus und, wir wissen selbst nicht wie und wodurch, in eine unbekanntere, mythische Welt versetzt, eben in — das Reich des Ideals, der Poesie; jene Region, von der in derselben Epoche Schiller sang:

„Keine Schmerzerinnerung entweihe
Diese Freistatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur;“

und weiter dann:

„Dringet ihr bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück;
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.“

Wie anders, wenn Beck im kalten Winter in die Vorstadt
hinauspilgert, in das „wilde Viertel,“ wo die Hütten morsch, wo
frierende barfüßige Kinder verlassen und müßig hocken, wo Einer
der noch einige Lumpen und Socken anhat, als ein Glückskind an-
gestaunt wird, und findet da

Was täglich und unverdrossen
Nach Rehricht sucht in verpesteten Gassen;
Was wie der Spaz nach Futter schweift,
Was Löpfe flicht und Scheren schleift,
Was starren Fingers die Wäsche steift;
Was keuchend schiebt des Karrens Wucht,
Beladen mit kaum gereifter Frucht,
Und weinerlich singt: wer kauft, wer kauft?
Was um den Heller im Schmutze rauft;
Was täglich an den Steinen der Ecken
Den Gott besingt, an den es glaubt,
Kaum wagt die Hände hinzustrecken,
Dieweil das Betteln nicht erlaubt;
Was tauben Ohrs in Hungers Nöthen
Die Harfen spielt und bläst die Flöten,
Jahr aus, Jahr ein denselben Chor —
Vor allen Fenstern, an jedem Thor —
Die Kindermagd zum Tanze stimmt,
Doch selber nie das Lied vernimmt;
Was Nachts die große Stadt erhellt
Und selbst kein Licht im Hause hat;
Was Lasten trägt, was Holz zerspellt,
Was herrenlos, was herrensatt;
Was beten und kuppeln und stehlen läuft,
Den Rest des Gewissens wußt verkauft.

Grenzböten, 1846. I.

Und dann, nachdem er noch die verfluchten und verwilderten Weiber und Kinder sich auf dem Zimmerplaz um ein paar elende Spähne Holz, die sie des Weihnachtsfestes wegen auflesen dürfen, sich raufen gesehen, hört er auf dem Stübchen des Leichenkutschers, dem er eine Flasche Wein spendet, von dem und seiner Frau die traurige Geschichte eines armen braven, nicht schönen, aber ächt weiblichen, weiblich liebenden, weiblich stolzen Mädchens, das, den reichen, wankelmüthigen, herzlosen Geliebten, da sie ihn ihrer überdrüssig sieht, seines Wortes entbindet, und gebrochenen Herzens hinstirbt. Und am Ende erquickt uns nichts nach all der Marter unseres Gefühls, als die rührende Anhänglichkeit jenes Leichenkutschers, der die Gute gekannt und lieb gehabt hat, und der mit seinem Kameraden, dem Leichenkutscher des andern Viertels, tauscht, um ihre armen Reste auf den Kirchhof zu fahren. Uebrigens bleibt der Miston ungelöst, der Schmerz der Vernichtung nach einem Dasein voll Weh ungelindert:

Wer aber weiß, daß du gewesen?
 Auf keinem Grabstein ist's zu lesen.
 Schriebst einst in eine harte Seele
 Mit deinem Blut den Namen: Ubele!
 Da war er verwischt nach wenig Tagen,
 Das hat dich, mein armes Weibchen erschlagen. —

So zeigt er ferner uns Knecht und Magd, die in ihrer Jugend und Liebeszeit einander nicht genießen können, in stetem Sehnen und Warten rasch altern, endlich an das Ziel ihrer Wünsche gelangt, einander besitzen, nun, da die Jugendglut erloschen, da sie nur noch „Blumen im Eise“ pflücken können — „ein Tanz auf Krücken,“ eine Erfüllung der Sehnsucht, die ein Spott ist. Er zeigt uns den Vater welcher seine Tochter betteln und die mitleidige Reiche belügen lehrt; diese gutmüthige, welche Almosen giebt, sagt er, büße für die anderen hartherzigen Reichen. Er zeigt uns den Trödeljuden, der von aller Welt verlacht wird und „lächelt vielleicht noch selber mit,“ dem der Christ so viele Erwerbszweige verschließt, — er darf „wohlthun, Stiftungen machen, Kranke heilen und Trödeljude sein“ — und der mit dem mühseligen Tagewerke Salz und Brot gewinnt; nun, und er ist ein Mensch, er blickt, ermüdet heimgekommen, sein schlafend Kind an, und das Herz geht ihm auf.

Auf einem andern Blatte zeigt uns Beck den armen Bauer, der gezüchtigt wird, weil er aus Hunger ein Reh geschossen, dessen todtem Weibe sie den Kirchhof verschlossen haben, weil er das Grab nicht bezahlen konnte, der nun endlich auswandert übers Meer. „Nie ließ ich dich Bürden tragen,“ sagt er zu dem Pferde das ihn zum Hafen führt, „die für dich zu schwer“ u. s. w.

Hätt' mir zur Hälfte dies Gute
Ein Mensch gethan — dann — Stute,
Siehst du die Schiffe dort?

Er zeigt uns den Leinweber, der sich bemüht für die Reichen, und selber darbt, das von der Schwester Hochzeit her im Hause, abergläubischem Brauch zufolge, versteckte alte hart gewordene Brot hervorsuchen muß, um sich und den Seinigen den Hunger zu stillen, und dabei vom alten Fugger erzählt, der auch nur ein Weber gewesen und ein herrlicher Mann, ein Wohlthäter der Armen — „doch das ist lange her.“ Er zeigt uns die Amme, die mit ihrer Muttermilch der Reichen Kind ägt, während ihr eigenes Kind ein Bauerweib „mit Schlägen und mit Wasser erzieht,“ und was sie zu guter Letzt davon trägt, da ihr Dienst um ist — und ihr Kindchen todt — das ist ein elend Geschenk, und — eine Kupplerin macht ihr Anerbietungen. In immer neuen Bildern zeigt er uns die Armuth als einen Fluch, den nichts von den Häuptern Derer nimmt die damit beladen sind. Es giebt für den Armen nichts das ihn zu laben, das ihn zu erquicken vermöchte. Selbst der Lenz, der Alles beseliget, den Armen erfreut er nicht, der in den dumpfigen Gassen um sein elendes Brot kämpft, der nur an den Vögeln die im Käfig ein Knabe vorbeiträgt und an den Blumen die ein Bettelkind im Körbchen feil bietet, merkt, daß Frühling ist; nicht nur beseliget der Lenz den Armen nicht, sein Weib klagt: ja wohl, Gott hat ihn geschickt, den Lenz; was ist's für uns? dies, daß der Tag, den wir in Dual verleben, nun immer länger und die Nacht, mit ihrem Schlafe, des Armen einzigem Labsal, immer kürzer wird. — Ja, endlich auch selbst die Religion! Da wird Alles umher auf einmal fromm, und geistlich, Juden und Christen, Protestanten und Katholiken; und — wer weiß, es sitzt vielleicht in irgend einer fernen Schenke

in weiser jezt noch unbekannter Mann
 Und brütet was er brüten kann;
 Und wärmt und pflegt
 Vielleicht schon wieder ein neues Ei,
 Das er in frommer Schwärmerci
 In einen Winkel hingelegt;

Da werden die Liberalen zu Predigern des neuen Glaubens
 und wol gar — wenn sie das Glück haben, vierzehn Tage einge-
 sperrt zu werden — zu Märtyrern und Propheten; der Barbier
 schneidet seinen Kunden in die Lippe vor Religionseifer u. s. f.

Ich sah entrüstet zu, dem wüsten Treiben,
 Wie sich die holden Völkerseelen
 Ins Jenseits nur den Freibrief schreiben
 Und — Sklaven auf der Erde bleiben. —

So sind die alten Ideale allesamt zerstört, hier nicht von einem
 Radicalen, Subversiven, Negativen, Speculativen und wie diese Iven
 alle heißen, nein, sogar vom Poeten, von dem Manne mit dem Seherblick,
 mit dem Blicke der die Erscheinungen des Lebens ergreift, durchbohrt.
 Sehet da, die Subversion ist auch in die poetische Welt eingedrungen, die
 Poesie unserer Reactionsepoche, sie, welche Poesie der Ideale, Poesie
 um ihrer selbst willen, absolute Poesie war, ist auf einmal umge-
 stürzt, die Poesie hat sich gegen sich selbst gefehrt, und frist, ein
 neuer Prometheus, der aber, ungleich dem alten, sein eigener Geier
 ist, sich selbst das Herz aus der Brust. — Wie mag nur die
 ästhetische Kritik, jene ächte, aus der guten Zeit her, wo die Poesie
 noch der Idee, dem Gespenste des Schönen nachjagte, es anstellen,
 sich mit dieser modernen Poesie von Fleisch und Blut abzufinden?
 — Nun, doch wohl so, wie der alte Glaube mit allem was der
 Welt und ihres Fürsten ist — verdammend!

Ihr, der ästhetischen Kritik, mögen noch Gedichte wie das:
 „Auch eine Dorfgeschichte“ am meisten zusagen; wo der wilde Schotte,
 der Bauernquäler, in dem Augenblicke da ihn zum ersten Male in
 seinem Leben ein menschliches Gefühl beschleicht und er sich's vornimmt
 nun ein anderer Mensch zu werden, von dem rächenden Blei ereilt wird.
 In der That ein prachtvolles Gedicht, von gewaltiger Wirkung;
 das aber in dieser Sammlung der „Lieder vom armen Mann“ eher

ein wenig fremd und verloren dasteht. Und doch liegt auch hier das versöhnende Element nicht, nach dem Canon der Idealaesthetik, in irgend etwas „Höherem“, dem der Mensch sich unterwirft und das ihn entfühnt und ihm die Seligkeit in der Ferne zeigt: in keinem „Sie ist gerettet!“, in keinem „Das Leben ist der Güter höchstes nicht,“ u. dergl., sondern ganz nur in dem Hervorbrechen des natürlich menschlichen Gefühles, des Menschlichen, des Diesseitigen, des Natürlichen. Wie denn überhaupt bei Beck die hin und wieder auftauchenden Beziehungen auf Gott und den Himmel durchaus nur discursiv erscheinen, — das worauf es ankommt, ist ihm nur: „zu lieben mit dem allertiefsten Herzen“ —; und wie er trotz seiner ausdrücklichen Versicherung: „ich bin fürwahr ein guter, Christ“, thatsächlich überall nur als Humanist auftritt. Beck hat nicht mit Bewußtsein von den Idealen und von den Abstractionen losgelassen. In der Epistel an das Haus Rothschild stellt er „Großes“, „Herrliches“ — so allgemein hin — „Aufopferung,“ „Licht,“ „Freiheit,“ „Begeistertes“ über alles, und wirft eben dem Banquier-Könige vor, daß er die Bürger nur wolle „friedlich grasen“ lassen. Aber Beck ist sich hierin nur nicht ganz klar. Während er solche Phrasen gebraucht, fällt unwillkürlich sein Blick immer und immer wieder nur auf das Natürliche, Leibliche, Reale; und das „ringende große Herz,“ dessen Befriedigung er ersieht, ist wirklich ganz nur das irdische Herz.

„Lieder vom armen Mann“ hat Beck die Sammlung genannt. In Wahrheit sind es Lieder von den Armen und den Reichen. Durch und durch zieht sich dieser Gegensatz. Daß die Einen so reich, die Andern so arm sind, das ist der Fluch der Zeit; weil die Einen so reich sind, darum sind die Andern so arm; die Armuth der Armen macht Beck den Reichen zum Vorwurf. Er seinerseits ist aber der Anwalt des armen Mannes; und daher hat er denn seine Lieder, wiewohl „Arm und Reich“ ihr Inhalt ist, doch mit Recht nur „vom armen Manne“ genannt. Den ganzen Köcher seines Jornes leert er gegen den Reichthum, ja, noch mehr, gegen die Reichen. Dem Armen hat er nichts vorzuwerfen, als das eine, eben nur dies, daß er arm ist, und daß er es erträgt, arm zu sein. Wer arm ist, der mag sterben und verderben, die Reichen bedienen, ihren Launen fröhnen, seine Töchter ihnen zur Lust hingeben — alles, alles,

des Armen Sache ist „verloren und faul“. Warum? Immer nur deshalb, weil der Arme arm ist, während das Geld die Herrschaft, die Macht hat, das Geld, diese Loreley, die Alles lockt und verpirbt. Das ist der ewige Refrain:

„Denn warum sind wir arm?! —“

Ja, und warum ist der Arme arm? das ist die letzte Frage. Darum, weil er nichts thut als beten und dulden:

„Dies Dulden ist unser unendlich Verschulden.
„Und — darum sind wir arm.“ — —

Und dieses Lied also vom armen Manne ist gesungen mit dem frommen Wunsche:

O, daß es Trost und Hülfe brächte!

Wer soll aber dem Armen helfen? Der Arme sich selbst? Das „Warum sind wir arm?“ macht uns glauben, daß dies des Dichters Meinung sei; auch ist es ein vortrefflicher Rath. Nur das „Wie?“ Das „Wie,“ das ist der gordische Knoten.

Der Poet hat ihn nicht gelöst, und wird ihn freilich nimmer lösen; aber er hat ihn auch nicht einmal zerhauen. Er wendet sich andrerseits an den Reichen und macht Dem die bittersten Vorwürfe, daß er die Armuth zulasse, daß er den Armen nicht helfe. Nimmt man diese Vorwürfe profaisch ernst — und man muß sie wirklich so nehmen, denn Beck's reflectirende Streifzüge, oft fast im Predigtton, sonderlich in der Eingangsepistel „an das Haus Rothschild“ zwingen dazu — nimmt man sie also profaisch ernst, so sind sie in hohem Grade ungerecht.

Denn wenn Wohlthätigkeit verlangt wird, — nun wahrlich, Mangel an dieser Tugend kann man unserer Zeit so allgemein hin gewiß nicht vorwerfen. Man sieht die Reichen, sagt Beck, ihre Hunde und Pferde pflegen,

Euch rührt das Würmlein auf der Erde,
Doch nicht mit sehender Geberde
Ein trostlos Menschenkind.

Solche Hartherzigkeit ist aber sicher nicht die Regel. Und die Aufforderung an die Reichen, barmherziger zu sein, widerspricht ja doch geradezu der Aufforderung an die Armen, sich von der Armuth loszukämpfen. Für wen man Hülfe von Anderen erwartet, der braucht sich selbst nicht zu helfen, und wen man zur Selbsthülfe anspornen will, den muß man nicht an das fremde Erbarmen verweisen. Endlich noch: Was würde mit diesem Erbarmen gewonnen sein, wenn es im allerausgedehntesten Maße geübt würde? Die Vernichtung der Armuth? Keinesweges! Die Einstellung von Genüssen der Reichen würde alle Die zu Armen machen, welche von der Befriedigung dieser Genüsse leben, Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute, Künstler u. s. f.

D wär' dein Werk so schön, o wäre
Dein Herz so groß wie deine Macht! —

ruft der Dichter dem Könige der Banquiers zu. Aber diese Macht ist im Verhältniß zum Ganzen, im Verhältniß zu der Summe der Noth und des Elends doch nur eine sehr beschränkte. Und wenn das Herz dieses Reichen so groß als seine Macht wäre, und er gäbe alles dahin, so würde er werden — wie der vom Dichter gepriesene Laffite: sie würden ihn endlich wie den, einen Bettler, auf den Kirchhof tragen; er würde die Armen nicht reich gemacht, sondern nur die Zahl der Bettler um einen vermehrt haben, und vielleicht noch um Viele, denen jener Eine zuvor Nahrung gegeben hatte. Das ist die Prosa der Sache.

Das Räthsel ist noch nicht gelöst; das Räthsel einer solchen Gütervertheilung, mittelst deren die Armuth aus der Welt zu schaffen wäre. Die Aufgabe ist nicht neu. Gearbeitet ist an ihrer Lösung worden, soweit die Geschichte zurückreicht. Auch der Gedanke der Gütergemeinschaft in den mannichfaltigsten Formen erträumter Durchführung, sogar in einzelnen Versuchen der Verwirklichung für kleinere Kreise, ist Jahrtausende alt. Am ältesten aber diese Weisheit, daß der Reiche nur barmherzig sein und nur dem Armen helfen möge, so wäre alles gut. Oder aber umgekehrt, daß der Arme nur sich selbst helfen möge. Und dies nun, was heißt es? Wenn nicht: den Reichen todtschlagen und dessen Gut nehmen, so heißt es: durch Arbeit sich zur Wohlhabenheit emporschwingen. Das ist der Punct.

Wie Arbeit finden für Alle und die rechte für Alle und immer zur rechten Zeit und am rechten Orte? Da kehrt die ganze Verwicklung der Verhältnisse, die ganze Schwierigkeit, die volle Aufgabe, das ganze dunkle Räthsel wieder. Die Socialisten und Communisten suchen nach einem neuen Organismus der Gesellschaft, durch welchen es gelöst werden könnte. Theilt unser Dichter die süße Hoffnung, daß sie den Schlüssel finden werden? —

Rechten wir denn nicht weiter mit ihm! Verzeihen wir es ihm, um seiner schönen Lieder willen, daß er beither auch in Versen „philosophirt“ und gepredigt hat! Es war ihm zu weh; er mußte sich Luft machen, die giftige Syder seines schmerzlichen Mitgeföhles mit der „Milch“ der Betrachtung und der Hoffnung „zähmen;“ er mußte sich zum Anwalt der Armen aufwerfen, und also mit Augen des Armen den Reichthum ansehen, und also einseitig sein und den Reichen Unrecht thun. Er wäre nicht so sehr Poet, als er es ist, wenn ihm etwas anderes hätte begegnet können.

Und so denn zum Schlusse nur noch seinen Schlusseufzer — wer stimmte nicht von Herzen mit ein? —:

Laß Elend, laß den Herd der Brüder!
Heil, endlich decke du den Tisch! — —
Ich bin an Sehnsucht doppelt freisch,
Drum an Geduld ein doppelt Mäder.

G. Julius.